

Heinrich Heine, Jude und Deutscher

Vortrag zu einem Lernnachmittag im Jüdischen Lehrhaus am 19.2.2023
von Hermann Engster

Von Heine wird oft gesagt, dass er ein in sich zerrissener Mensch gewesen sei. Das stimmt und stimmt auch wieder nicht. Er war nicht deshalb in sich zerrissen, weil er nicht mit sich selbst klarkam, so wie Goethes Faust mit seinen zwei einander widerstrebenden Seelen in der Brust. Heine war zerrissen, weil ihm die Einheit der Identität, Jude zu sein *und* Deutscher zu sein, verwehrt wurde. Es war Deutschland, sein Vaterland, das ihm diese Einheit verwehrt und das ihn zerrissen hat. Darunter hat er zeit seines Lebens gelitten. Davon handelt dieser Lernnachmittag.



Heinrich Heine

Heinrich Heine , 1797 – 1856 (Gemälde von 1831)

Am 13. Dezember 1797 wurde Heine in Düsseldorf geboren. Es war eine beschauliche Stadt, deren Kern um 1800 etwas über 13.000 Einwohner umfasste, etwa so viel wie Bovenanden heute, mit Außenbezirken rd. 20.600, etwa wie Northeim. Dort wuchs er mit drei weiteren Geschwistern in einem bürgerlichen jüdischen Milieu auf. Seine Eltern waren Samson Heine, von Beruf Tuchhändler, die Mutter Betty Heine. Vom Vater spricht er mit großem Respekt, von seiner Mutter mit inniger Liebe.

Die Eltern erzogen ihre Kinder im jüdischen Glauben, einem Glauben, der von der Haskala, der jüdischen Aufklärung geprägt war, aber gleichwohl von tiefer Religiosität geprägt war. Ab 1803 besuchte Heine die israelitische Privatschule. Als die Regierung 1804 auch jüdischen Kindern den Besuch christlicher Schulen erlaubte, wechselte er auf die städtische Grundschule und 1807 in die Vorbereitungsklasse des Düsseldorfer Lyzeums, das von katholischen Ordensgeistlichen geleitet wurde. In seinen Erinnerungen gedenkt er seiner Lehrer durchaus wohlwollend, weil ihr Unterricht von einem liberalen Geist und einer menschenfreundlichen Haltung geprägt war. Er und sein Bruder waren dort für lange Zeit die einzigen jüdischen Schüler.

Nach Beendigung seines Schulbesuchs arbeitete er in den Jahren 1815 und 1816 als Volontär zunächst bei einem Frankfurter Bankier. Damals lernte er in der Frankfurter Judengasse das bedrückende und ihm bis dahin fremde Ghetto-dasein vieler ärmerer Juden kennen. Heine und sein Vater besuchten auch die Frankfurter Freimaurerloge „Zur aufgehenden Morgenröte“. Unter den Freimaurern erfuhren sie die gesellschaftliche Anerkennung, die ihnen als Juden ansonsten oft verwehrt blieb.

Zur Freimaurerei: Die Freimaurer sind ein ethischer Bund von Menschen, die an Gott als den göttlichen Baumeister des Kosmos glauben, sich den Idealen der Freiheit, Gleichheit, Toleranz und Humanität verpflichtet fühlen und diese in ihrem Alltag zu leben bestrebt sind. Da ihre Rituale der Verschwiegenheit unterliegen, ranken sich um sie seit jeher diffamierende Verdächtigungen der Geheimbündelei und verschwörerischen politischen Untergrundtätigkeit, was Unsinn ist, da sie ihre Tätigkeiten offen dokumentieren. Bedeutende Persönlichkeiten waren Freimaurer, wie z.B. Lessing, Goethe, Haydn, Mozart, Churchill, die amerikanischen Präsidenten Washington und Jefferson.

In Düsseldorf herrschte damals dank der französischen Besatzung ein liberales und geistig tolerantes Klima. Doch beginnt mit dem Sieg über Napoleon das Ende dieser kurzen Zeit der Liberalität. Das preußische Judenedikt von 1812 auf der Grundlage der Hardenberg'schen Reformen hat den Juden, wenn auch mit Einschränkungen, bürgerliche Freiheiten gebracht; doch haben die Behörden sie nur unwillig umgesetzt, und in der breiten Bevölkerung ändert sich am Judenhass nichts.

Die Metternich'sche Restauration hat insgesamt die von den Fürsten versprochenen Bürgerrechte wieder aufgehoben und die alte Fürstenherrschaft wiederhergestellt. Insbesondere wird auf der Grundlage der Karlsbader Beschlüsse der unter preußischer Vormacht stehende Deutsche Bund in Verein mit Österreich zu einem Polizeistaat, in dem Überwachung, Verfolgung und Terror herrschen. Ein Vergleich mit der Stasi der DDR ist statthaft.

Von den sog. Demagogenverfolgungen sind vor allem diejenigen betroffen, es sind viele Tausende, die für demokratische Rechte sich einsetzen: Künstler, Intellektuelle, Handwerker, Arbeiter, von denen viele in den Kerker geworfen werden oder sich ins Exil flüchten, in das freiere Frankreich und in die Schweiz mit ihren stärker ausgebildeten Bürgerrechten.

Vor allem unter den Intellektuellen finden sich viele Juden, die von der allgemeinen Demokratiebewegung auch für sich Freiheitsrechte erhoffen. Das stößt auf heftige Gegenwehr. Es mehren sich die Stimmen, welche die Juden wieder zurück ins Ghetto sperren wollen. Ein Geschichtspräsident der Berliner Universität fordert, dass alle Juden als solche erkennbar sein müssten und will den gelben Ring des Mittelalters zurück.

1819 erscheint das Pamphlet *Der Judenspiegel. Ein Schand- und Sittengemälde aus alter und neuer Zeit* von Hartwig von Hundt-Radowsky.

Hundt-Radowsky bezeichnet die Juden in seinem Werk als „Untermenschen“ und „Ungeziefer“. Er schlägt vor, alle Juden als Sklaven an die Engländer zu verkaufen, die sie in ihren überseeischen Kolonien einsetzen sollten, sie in Bergwerken unter Tage arbeiten zu lassen, sie zu kastrieren und die Jüdinnen als Prostituierte in Bordellen zu beschäftigen. Die Tötung eines Juden solle nicht als Mord, sondern als ein Polizeivergehen angesehen werden, also noch unterhalb eines kriminellen Unrechts eingestuft werden.

Im selben Jahr 1819, als der *Judenspiegel* erscheint, gründen jüdische Hegelianer den „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“. Schlüsselbegriff ist der Hegel'sche Begriff der Vermittlung, und zwar in der Weise, dass das Judentum sich vermitteln solle mit dem universalen Geist, dem Geist der Freiheit und Humanität. Sie glauben an die Macht des Geistes – und sie scheitern grandios, wie alle, die diesen Traum träumen.

Im August 1822 nimmt der preußische König die Hardenberg'schen Reformen zurück, die den Juden den Zugang zu öffentlichen Ämtern an Schulen, Universitäten und in Gemeinden erlaubten. Im selben Monat tritt Heine dem „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ bei. Für seine berufliche Karriere ist das ein Hindernis, das er sehr wohl sieht. Die Heine-

Biographin Kerstin Decker stellt dazu fest: „Ein bloßer Aufsteiger verhielte sich anders, er würde alles verleugnen, was an seine Herkunft erinnert. Heine wird das nie tun. Im Gegenteil.“

1819 brechen die berüchtigten Hepp-Hepp-Krawalle aus, gewalttätige Ausschreitungen gegen Juden. „Hepp-hepp!“ sind Rufe der Viehtreiber. Der Mob macht daraus „Hepp-hepp! Jud verreck!“ Die Pogrome beginnen in Würzburg, greifen auf viele Städte des Deutschen Bundes über und dauern monatelang an. Sie gehen aus von den sog. braven Bürgern, von Handwerkern, Händlern, die sich zu antijüdischen Demonstrationen zusammenrotten, jüdische Bürger beschimpfen und misshandeln, ihre Synagogen, Geschäfte und Wohnungen angreifen und teilweise zerstören. Die staatlichen Ordnungskräfte zeigen sich (teils scheinbar, teils tatsächlich) überfordert.

Aufschlussreich ist es zu sehen, welches Motiv die Pogrome haben. Sie richten sich hauptsächlich gegen die jüdische Emanzipation, die seit der Französischen Revolution 1789 auch einige deutsche Gebiete erreicht hat. Damit sind Juden zu gleichberechtigten Konkurrenten von Christen geworden, die vielfach ehemals privilegierte Zunft-Mitglieder waren, was bei den christlichen Wutbürgern nun Konkurrenzneid entfacht. Dieser wird noch beschleunigt durch die Probleme einer seit Jahren herrschenden Wirtschaftskrise und wird wie selbstverständlich legitimiert durch den traditionellen christlichen Judenhass.

Die Pogrome zielen stets auf die Vertreibung aller örtlichen Juden und drohen ihnen darüber hinaus häufig massiv mit „Tod und Verderben“. In Heines Heimatstadt Düsseldorf werden am 22. August 1819 an jüdischen Wohnhäusern Plakate angeschlagen, auf denen es heißt:

„Schon zu lange hat die Herrschaft der Juden über den Betrieb des Handels gedauert. Mit ruhigen Augen haben die Christen diesem unerlaubten Unwesen zugesehen, die Zeiten haben sich geändert. Sind bis 26ten dieses Monats dem Handel und Moral verderbenden Volke, was kein gesetzmäßiges Oberhaupt anerkennen kann, nicht Schranken gesetzt, so soll ein Blutbad entstehen, das anstatt Bartholomäus-Nacht Salomoni-Nacht heißen soll.“

(Anm.: In der sog. Pariser Bartholomäus-Nacht im Jahr 1572 wurden Protestanten (Hugenotten) vom katholischen Pöbel ermordet: 3000 Tote in Paris, 10.000 im ganzen Land.)

Angesichts dieser Umstände hatte, wer das Ghetto verlassen und an der deutschen Kultur teilnehmen wollte, kaum eine andere Wahl, als sich taufen zu lassen, so z.B. Rahel Varnhagen (geb. Levin), Henriette Herz, Felix Mendelssohn-Bartholdys Vater, Ludwig Börne, und eben auch Heine.

1826/27 studierte Heine in Göttingen, ließ sich dann 1827 in aller Stille in der Wohnung eines Pfarrers in Heiligenstadt taufen. Die Taufe war für ihn, wie er selbst sagt, das „Entrébillet zur europäischen Kultur“, also auch zur deutschen. Er ließ sich protestantisch taufen, denn, so sagte er später: „Der Protestantismus war für mich nicht nur eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution.“ In seiner *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* von 1833/34 - mit dieser Darstellung wollte der Emigrierte den Franzosen die Besonderheiten Deutschlands nahebringen - schreibt er:

„Indem Luther den Satz aussprach, dass man seine Lehre nur durch die Bibel selber, oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die so genannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim.“

Doch brachte ihm die Taufe wenig Nutzen, denn, so stellt er resigniert fest:

„Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab; ich seh noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück.“

Am Ende seines Lebens sagt er über seine Konversion zum Christentum resigniert: „Es hat mir nichts genützt.“

Die Stadt Heiligenstadt, in der Heine sich taufen ließ, hat sich nicht entblödet, ihm 1999 im Kurpark ein Denkmal zu setzen - für eine Handlung, wegen der Heine sich zeitlebens geschämt hat. An einer Straßenecke ist, etwas versteckt, auch eine Plakette angebracht, die an die Taufe erinnert.

Nach seiner Promotion zum Dr. jur. in Göttingen will ihm trotz der Konversion niemand eine Stelle geben. Ein Jahr nach der Taufe drängt es ihn, Deutschland zu verlassen. In einem Brief vom 8.7.1826 schreibt er:

„Es ist ... ganz bestimmt, dass es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse (z.B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen.“

Er bleibt aber zunächst im Land, weil er vor allem mit seinem *Buch der Lieder* großen literarischen Erfolg hat. Trotzdem ist es, so stellt Marcel Reich-Ranicki fest, ein Triumph „auf gefährlich schwankendem Boden ... Man wollte den Juden, ob getauft oder nicht, als deutschen Dichter nicht gelten lassen“.

Der Schriftsteller Ludwig Börne, ein ebenfalls getaufter Jude, schreibt 1832 aus seinem Exil in Paris in einem Brief:

„Die einen werfen mir vor, dass ich Jude bin, die andern verzeihen es mir, der dritte lobt mich gar dafür, aber alle denken daran. So sind wir gebannt in diesem Judenkreis. Es kann keiner hinaus.“

Zusätzlich zermürben Heine die Kämpfe mit der Zensur, bis dann 1833 in Preußen und 1835 in allen Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes seine Schriften verboten wurden. Aber mehr noch als diese Drangsalierungen war es die Ausgrenzung des Juden aus der deutschen Gesellschaft, die ihn in die Emigration trieb. In Frankreich, wo es durchaus auch Antisemitismus gab, sei, so Reich-Ranicki, Heine als Deutscher und damit als Ausländer betrachtet worden, in Deutschland hingegen galt er immer als Jude und damit als Nicht-Dazugehöriger und Ausgestoßener.

Dennoch: Ein Zurück in den abgespaltenen Geborgenheitsraum einer jüdischen Gemeinschaft kommt für ihn aber nicht infrage. Er will als Deutscher anerkannt sein, wird aber von ihnen zurückgestoßen. Dazu schreibt sein Biograph Max Brod:

„Heine steht allein, ohne Hintergrund. Das Judentum in seinem damaligen Entwicklungsstadium bot keine Eingliederungsmöglichkeiten, keinen Trost. Die jüdische Situation verschlimmerte vielmehr noch den Einsamkeitseffekt, den die verschmähte Liebe hervorrief.“

Das also ist das Vaterland, in das der junge Heine hineingeboren ist. Als Reaktion auf die ständig zu ertragenden Demütigungen entwickelt er seinerseits einen Hass gegen das Deutsche und die deutsche Sprache selbst. Als junger Mann schreibt er in einem Brief an einen Freund:

„Alles was deutsch ist, ist mir zuwider ... Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, dass sie auf Deutsch geschrieben sind. ...“ (*Erbittert wechselt er ins Französische, kehrt dann aber wieder ins Deutsche zurück.*) „O Christian, wüsstest du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen.“

Doch kommt er von Deutschland nicht los. Da ihn das gesellschaftliche Deutschland zurückweist, sucht er seine Heimat in der von ihm geliebten deutschen Sprache; denn das deutsche Wort sei, so schreibt er in einem Brief, „ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern“. 1824 schreibt er:

„Ich wei nur zu gut, dass mir das Deutsche das ist, was dem Fisch das Wasser ist, dass ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann ... Ich liebe sogar das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls.“

Wie innig er der deutschen Sprache verbunden ist, zeigt der Beginn seines Versepos *Deutschland, ein Wintermrchen*. Als er nach zwölfjährigem Exil 1843 wieder nach Deutschland zu reisen wagt - seine Schriften sind seit 1835 in Deutschland verboten - übermannt ihn beim berschreiten der Grenze die Wehmut, die er in bekannter Manier durch Ironie vor Abrutschen in Sentimentalität bewahrt:

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riss von den Bäumen das Laub,
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Die altertümlich gewordene Prteritumsform „begunnen“ gebraucht er ironisch, um das Abgleiten des Gefühls in Sentimentalität zu verhindern, und im Vers, dass sein „Herz recht angenehm verblute“, mischt er den Schmerz mit Selbstironie.

Seine Tragik als romantischer Dichter ist, dass er im Grunde ein Zu-spät-Gekommener ist. Denn als er 1797 geboren wird, bricht die romantische Dichtung gleichsam wie ein Vulkan aus und erreicht ihren ersten literarischen Höhepunkt mit Dichtern wie Brentano, Tieck, Novalis und Wackenroder.

Heine spielt zunächst virtuos auf der romantischen Klaviatur und schreibt unsterbliche Gedichte wie *Der Tod, das ist die kühle Nacht*:

Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.

Wer dächte bei der zweiten Strophe nicht an die Bilder des jüdischen Mystikers Marc Chagall?

Doch wendet er sich bald ab von der Romantik und treibt sein ironisch-spöttisches Spiel mit ihr, so im Gedicht *Wahrhaftig*:

Wahrhaftig

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; –
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.

Eichendorff schmätzt ihn deswegen als „Totengräber der Romantik“.

Heine flüchtet sich nicht wie seine Dichterkollegen ins Traumreich der Phantasie, sondern wendet sich der Welt zu, der Welt, wie sie wirklich ist, der gesellschaftlichen und politischen Realität. In Paris, genannt die Revolutionshauptstadt der deutschen Demokraten, weil sich hier Hunderte in Deutschland verfolgte Demokraten versammeln, nimmt Heine enge Verbindung zu ihren führenden Köpfen auf, und wandelt sich zum politischen Dichter.

Anstoß dazu gibt der Aufstand der schlesischen Weber im Jahr 1844. In der Konkurrenz mit billiger und in besserer Qualität produzierter Ware aus England und durch die Veränderung der Produktionsstruktur – die bis dahin selbständigen Handwerker wurden zu Lohnarbeitern – gerieten die Weber in eine Armut, die sogar zu Hungerrevolten führte. Der Aufstand, oft herablassend als „Maschinenstürmerei“ bespöttelt, richtet sich nicht gegen die Maschinen, von denen es bislang nur wenige gibt, sondern gegen die ausbeuterischen Lohndiktate der Verleger, die ihnen ihre Produkte abnehmen. Der Aufstand wird schließlich vom preußischen Militär niedergeschlagen; viele Weber kommen ins Zuchthaus, andere wandern nach Amerika aus.

Zornbebend, nicht mit dem eleganten Florett, sondern mit dem schweren Säbel schreibt Heine ein Gedicht, das später als *Weberlied* berühmt wird. Marx, mit dem Heine eng befreundet ist, er ist sogar ein Cousin dritten Grades, veröffentlicht es im Pariser „Vorwärts!“.

50.000 Flugblätter mit dem Gedicht werden in den Aufstandsgebieten verteilt. Engels übersetzt es ins Englische. Der preußische Innenminister bezeichnet in einem Bericht an König Friedrich Wilhelm IV. das Gedicht als „eine in aufrührerischem Ton gehaltene und mit verbrecherischen Äußerungen angefüllte Ansprache an die Armen im Volke“ und lässt das Gedicht verbieten; einer, der es öffentlich rezitiert, landet im Zuchthaus. Heine ist in Paris und in Sicherheit.

Sehen wir uns das Gedicht an!

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne,
 Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne;
 Deutschland, wir weben dein Leichentuch.
 Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
 Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
 In Winterkälte und Hungersnöten;
 Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
 Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt –
 Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
 Den unser Elend nicht konnte erweichen,
 Der den letzten Groschen von uns erpresst
 Und uns wie Hunde erschießen lässt –
 Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
 Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
 wo jede Blume früh geknickt,
 Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt -
 Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
 Wir weben emsig Tag und Nacht –
 Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
 Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
 Wir weben, wir weben!

Das Gedicht ist meisterhaft gemacht: wuchtig der Gleichlauf der Sätze, hämmernd die Jamben, bohrend die den Takt des Webstuhls nachahmende Formel *Wir weben, wir weben*, die jede Strophe drohend abschließt, denn es ist Deutschlands Leichentuch, das hier gewebt wird. Es ist grandios: zorn erfüllt, staatsfeindlich, blasphemisch.

Das ist der radikale politische Heine. Aber zurück nach Deutschland, zum noch jungen, 25jährigen Heine!

Im *Buch der Lieder*, der Gedichtsammlung, die ihn in Deutschland berühmt machte, steht ein rätselhaftes Gedicht, das er in den Jahren 1822/23 schreibt:

Ein Fichtenbaum steht einsam

Buch der Lieder

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Das Gedicht wird traditionell interpretiert als ein Gedicht über eine unerwiderte Liebe. Das ist es wohl, aber es ist viel mehr als ein Liebesgedicht, von denen die Dichtung der Romantik nur so überquillt. Sehen wir uns die Metaphern im Gedicht an.

Es beginnt mit dem Bild eines mittel- und nordeuropäischen Baums, des Fichtenbaums, der „im Norden auf kahler Höh“ steht, und der, wie betont wird, „einsam steht“, in einer lebensfeindlichen Umwelt, in der Kälte, umhüllt von Eis und Schnee. Er ist müde, „ihn schläfert“, ein Verb, das ungebräuchlich geworden ist, d.h. Schlaf überkommt ihn, und er fängt an zu träumen. Im Traum reist er ins ferne Morgenland, und er träumt von einer Palme, dem für den Orient charakteristischen Baum, und auch diese Palme steht einsam und trauert schweigend. Und während die Fichte in der Kälte steht, umhüllt von Eis und Schnee, ist die Palme von Feuer und Glut umgeben.

Ein Liebender und eine Geliebte verzehren sich in Sehnsucht zueinander. Welche Rolle spielt aber der Gegensatz von Norden und Osten, von Okzident und Orient? Ist das nur exotische poetische Dekoration? Nein, es ist viel mehr, und das rätselhafte Gedicht beginnt zu sprechen, wenn man es einordnet in die Tradition von jüdischen Liebesgedichten, die an das ferne und unerreichbare Jerusalem gerichtet sind.

Vorbild ist der von Heine verehrte sephardische Dichter Jehuda ben ha Levy. Dieser ist der bedeutendste hebräische Philosoph des Mittelalters, der zudem ein vielgestaltiges dichterisches Werk hinterlassen hat. Und nicht nur Dichtungen in hebräischer Sprache, sondern auch in Altspanisch, sodass man sagen kann, dass er der erste namentlich bekannte Dichter in spanischer Sprache war. (Georg Bossong: Die Sepharden: Geschichte und Kultur der spanischen Juden. 2008)

Aus den Zionsliedern

Ach, wie sitzt so einsam die Stadt, einst reich an Volk!
Wie ist sie zur Witwe geworden, die groß war unter den Völkern!
Die da Fürstin war unter den Städten, ist dienstbar geworden.
Sie weint und weint durch die Nacht, Tränen auf der Wange;
Keiner ist da, der sie tröste ...

Mein Herz ist im Osten, doch ich bin am westlichsten Ende -
Was kann mir mein Brot da bedeuten, wie könnt' ich es kosten mit Lust, (...)
Nichts bedeutet es mir, allen Reichtum Spaniens zu verlassen,
Aber alles bedeutet mir ein Blick nur auf den Staub des zerstörten Tempels.

Wenn man Heines Gedicht vom Fichtenbaum in dieser Tradition sieht, so erweist es sich durchaus als Liebesgedicht, aber als ein entschieden religiöses, ein Gedicht von einer Sehnsucht getragen, die sich in dem alten Abschiedsgruß ausdrückt: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Ein Gruß, der traditionell am Schluss des jüdischen Sederabends und des Versöhnungstags ausgesprochen wurde und dessen Wunsch nach vielen Jahrhunderten verwirklicht worden ist.

Heines Lieblingspsalm ist der Psalm 137, wo es heißt:

„An den Strömen Babylons saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten ... Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so verdorre meine Rechte! Es klebe meine Zunge am Gaumen!“

Er zitiert diesen Vers in einem Brief an Moses Moser vom 9.11.1824, seinen vertrauten Freund, der ein philanthropischer Bankier und Rabbiner war. Er schrieb ihn kurz nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichte:

„Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim, sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen.“

In seinem Versepos *Romanzero*, geschrieben zwischen 1848 und 1851, gedenkt er im Dritten Buch, genannt *Hebräische Melodien*, des von ihm bewunderten spanischen Juden Jehuda ben ha Levy:

„Bei den Wassern Babels saßen
Wir und weinten, unsre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden“ –
Kennst du noch das alte Lied?
(...)

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein, Jerusalem –“

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut im Kopfe,
Und mir ist, als hört' ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen –

Manchmal kommen auch zum Vorschein
Bärte, schattig lange Bärte –
Traumgestalten, wer von euch
Ist Jehuda ben Halevy?

Zurück zum Gedicht vom Fichtenbaum! Der von Eis und Schnee umhüllte Fichtenbaum träumt „von einer Palme, / Die, fern im Morgenland, / Einsam und schweigend trauert / Auf brennender Felsenwand“. Ist es zu verwegen interpretiert, wenn mit der Felsenwand der Felsenberg gemeint ist, auf dem der Tempel Salomos gebaut wurde und der von den Römern zerstört wurde? Und dass die einsame Palme in ihrer Trauer der Zerstreuung der Juden in der Diaspora gedenkt, einer Zerstreuung, dessen Extrem der einsame Fichtenbaum in der Kälte des Nordens darstellt?

Im Innersten ist Heine immer Jude geblieben. In einem schon zitierten Brief schreibt er: „Ich bin zwar getauft, aber nicht bekehrt.“ Für seinen Herausgeber und Biographen Klaus Briegleb ist dieses Zitat und sind weitere Zitate Schlüsselbelege für seine These, dass Heine als „genuin jüdischer Schriftsteller in der Diaspora“ (Briegleb) zu verstehen sei: ein Getaufter, der im Herzen jüdisch geblieben ist, und dass dieses jüdische Selbstverständnis prägend sei für seine Denk- und Schreibweise.

Heine ist, trotz allen Spotts über mancherlei religiöse Bizarrerien, tiefreligiös. Früh vom Judentum geprägt, schreibt er in seinem Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (1834):

„Der Verfasser dieser Blätter ist sich einer solchen frühen ursprünglichen Religiosität aufs freudigste bewusst, und sie hat ihn nie verlassen. Gott war der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken.“

Sein Bekenntnis zum Judentum ist aber nicht eine Rückkehr zum Judentum des Mittelalters; denn dieses erscheint für ihn ebenso überwunden wie das Christentum seiner Epoche. Schon 1834 schwebt ihm in einem Gedicht aus dem Zyklus *Seraphine* ein Drittes vor: ein drittes Testament, und er spielt an auf Jesu Wort zu Petrus, dass er auf ihm – „auf diesem Felsen“ (griech. pétros = Fels) - seine Gemeinde bauen wolle (Matthäus 16,18; die historische Bibelkritik hat festgestellt, dass dieses Jesus-Wort unecht ist und der Legitimation von Kirche und Papsttum dient):

Auf diesem Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei*,
Das uns so lang betöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehört.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heilige Gott der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist alles, was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

Zweierlei: Gemeint ist der christliche Dualismus von Leib und Seele, wonach der Leib als das bloß Stofflich-Hinfällige und sich gern der Sündenlust Hingebende durch *Leiberquälerei* (Fasten, Selbstgeißelung und andre asketische Freuden) abgetötet werden müsse.

Diese Utopie erinnert an das Schiller'sche und Beethoven'sche Pathos der universalen Menschenliebe in der *Ode an die Freude: Alle Menschen werden Brüder ... / Seid umschlungen, Millionen / Diesen Kuss der ganzen Welt!* Nur dass Heines Küsse durchaus sinnlicher imaginiert sind als die seiner strengen Vorgänger.

Dieses *dritte neue Testament*, das Heine erhofft, ist nicht eine Abwendung vom Judentum, sondern ist die Vision eines modernen, welt- und geschichtsbewussten und zur Freiheit sich entfaltenden Judentums.

Das stellt auch den alten Jehova-Gott infrage. Die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies und ihren Weg ins Erdenleben zeichnet Heine in seinem Gedicht *Adam der Erste* von 1844 prophetisch als Weg des Judentums in die Freiheit. Adam I. bedeutet: Dieser Adam ist erste wirkliche, weil freie Mensch. Der auf diesen Weg sich aufmachende neue Mensch Adam spricht zu Gott:

Adam I.

Du schicktest mit dem Flammenschwert
Den himmlischen Gendarmen,
Und jagtest mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach andren Erdenländern;
Doch dass ich genossen des Wissens Frucht,
Das kannst du nicht mehr ändern.

Du kannst nicht ändern, dass ich weiß,
Wie sehr du klein und nichtig,
Und machst du dich auch noch so sehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich ist doch dies
Consilium-abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen-Mundi!

Vermissten werde ich nimmermehr
Die paradiesischen Räume;
Das war kein wahres Paradies -
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find ich die geringste Beschränknis,
Verwandelt sich mir das Paradies
In Hölle und Gefängnis.

Consilium abeundi: Begriff aus der Gerichtsbarkeit der Universitäten des 18. und 19. Jahrhunderts. Ausschluss aus der Universität wegen Disziplinlosigkeit (wovon Heine selbst in Göttingen betroffen war)

Magnifikus: Rector magnificus („großartiger Regent“), Oberhaupt der Universität

Lumen mundi: „Licht der Welt/Menschheit“, Gott als *Licht der Welt* ist eine in der Bibel gängige Metapher, hier ironisch

Diese neu zu stellende Frage nach dem Wesen Gottes gehört für Heine zur zentralen Frage der Menschheit. Erkannt wird dieses Wesen, wenn die alte Aufspaltung von Leib und Seele, Geist und Materie aufgehoben wird. Heine kämpft nicht nur für die Menschenrechte der Völker, sondern, mehr noch, für die „Gottesrechte des Menschen“. Das ist inspiriert von der Philosophie des jüdischen niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza (1632-1677).

Spinoza ist der Nachkomme eingewanderter portugiesischer Juden in den Niederlanden, und einer der Begründer einer modernen rationalistischen Bibelkritik; deswegen wurde er auch aus der jüdischen Gemeinde in Amsterdam ausgestoßen.

Seine Philosophie geht aus von der Göttlichkeit der Materie. Das ist mehr als der traditionelle Pantheismus, es darzustellen würde hier aber zu weit führen. Erwähnt werden soll nur, dass Goethes ganzheitliche Weltanschauung stark von Spinoza inspiriert war. Heine schreibt einen wahren Hymnus auf Spinoza, am besten selbst nachzulesen in seiner großen Abhandlung *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*.

Dem Atheismus seiner Freunde Marx, Feuerbach, Bruno Bauer ist Heine nie gefolgt. Trotz mancher Seitenwege ist er der Ermahnung seines Vaters treu geblieben. In seinen *Memoiren* erinnert er sich: „Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standpauke, die längste, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete:

„Lieber Sohn! Deine Mutter lässt dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Das ist ihre Sache. Ich, meinesteils, liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nötig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, soviel du willst, aber ich bitte dich, sage nicht öffentlich, was du denkst, denn du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, dass ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt, besonders die Juden würden keine Velveteens (: kostbare Stoffe) mehr bei mir kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten. Ich bin dein Vater und also älter als du und dadurch auch erfahrener; du darfst mir also aufs Wort glauben, wenn ich mir erlaube, dir zu sagen, dass der Atheismus eine große Sünde ist.“

Nach verschlungener philosophischer Wanderschaft bekennt sich Heine ab 1848 offener zum Gott der Juden. Sieben Jahre vor seinem Tod schreibt er:

„Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn ... War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik.“

Heines letzte Jahre

Sieben Jahre bis zu seinem Tod leidet er seit 1845 an einem Nervenleiden, mit wiederholten Krankheitsschüben; 1848, als in Paris die Revolution ausbricht, kommt es zu einem Zusammenbruch, der eine acht Jahre dauernde schwere Erkrankung einleitet, die mit peinigenden Schmerzen, Krämpfen, Sehstörungen, Lähmungen und Fieberanfällen einhergeht, sodass er ans Krankenlager gefesselt ist, das er sarkastisch seine „Matratzengruft“ nennt. Er bleibt aber geistig völlig klar und ist weiterhin literarisch sehr produktiv – es ist eine ungeheure Willensanstrengung, mit der er diese Produktivität seiner Krankheit abringt.

Es war nicht Syphilis, wie Heine selbst glaubte (diese ginge mit geistigem Verfall einher), sondern, wie moderne Forschung an Haarresten Heines herausgefunden hat, eine Bleivergiftung, die damals häufiger war, doch kommen auch andere Nervenkrankheiten infrage.

1833 lernte Heine in Paris die damals 18-jährige Schuhverkäuferin Augustine Crescence Mirat kennen, für die er schwärmte und die er Mathilde nennt. Sie war eine höchst attraktive und temperamentvolle Frau, die er innig liebte und er sieben Jahre später heiratete. Er

brachte ihr ein wenig Deutsch bei; von seinen Gedichten hielt sie nicht viel, sie meinte, sie seien wahrscheinlich nicht gut, weil er dauernd an ihnen herumverbesserte.

Ihr ist ein Gedicht gewidmet, das seine Sorge um sie nach seinem Tode ausdrückt:

An die Engel

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Ross;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab -
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
Oh, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Thanatos: antiker Totengott

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich lass in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, traugend meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn:
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab;
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Tränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

Doch quälten ihn Zweifel wegen seiner Konversion zum Christentum. In seinen späten Gedichten zwischen 1846 und 1856 findet sich unter dem Titel *Lamentationen* (Klagegesänge) folgendes Gedicht, das wohl das härteste und bitterste ist, das Heine je geschrieben hat:

„Nicht gedacht soll seiner werden!“
Aus dem Mund der armen alten
Esther Wolf hört ich die Worte,
Die ich treu im Sinn behalten.

Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung -
Nicht gedacht soll seiner werden!
(...)
Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche -
Dunkler Hund im dunkeln Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche!

Selbst am Auferstehungstage,
Wenn, geweckt von den Fanfaren

Der Posaunen, schlotternd wallen
Zum Gericht die Totenscharen,

Und alldort der Engel abliest
Vor den göttlichen Behörden
Alle Namen der Geladnen -
Nicht gedacht soll seiner werden!

(Esther Wolf, offenbar eine Jüdin, unbekannt, wer sie ist.) Der Fluch *Nicht gedacht soll deiner werden* ertönt refrainartig fünfmal im Gedicht. Das Diktum ist ein Zitat aus dem Buch *Hesekiel (Ezechiel)*. Im Namen des Herrn spricht Hesekiel den Fluch gegen die feindlichen Ammoniter aus:

Du sollst dem Feuer zur Nahrung werden, dein Blut soll im Land vergossen werden,
und man wird deiner nicht mehr gedenken, denn ich der Herr habe es geredet.

Hesekiel 21,37 (32)

Es ist ein ungeheuerlicher, ein vernichtender Fluch; denn selbst beim Jüngsten Gericht soll des Schuldigen nicht gedacht werden, es ist der wildeste Fluch, den ein Jude über einen andern auszustoßen vermag.

Jedoch gibt es auch Gottes Zusage des immerwährenden Gedenkens, so beim Propheten Jesaja:

Zion spricht: „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen.“ Gott spricht: „Kann auch eine Frau ihres Kindes vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und wenn sie auch seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen.“

Jesaja 49,14 f.

Wir können nur ahnen, was Heine durchgemacht hat. Religiös, wie er im tiefsten Innern immer geblieben ist, sucht er seinen Frieden mit Gott. Wir lesen Bekenntnisse eines körperlich über viele Jahre ans Bett gefesselten, zeitweise gelähmten und erblindeten, von Schmerzen gepeinigten, geistig aufgewühlten und seelisch zerrissenen Menschen. Menschliche Bekenntnisse, allzu menschliche. Nietzsche hat den Gedanken formuliert, dass wir aus Treue zu uns selbst zu Wanderern zwischen den Extremen werden müssen:

„Wer nur einigermaßen zur Freiheit der Vernunft gekommen ist, kann sich auf Erden nicht anders fühlen denn als Wanderer.“ (*Menschliches, Allzumenschliches*, I, 629-638)

Heine hat entschieden, wohin die Wanderung seines zerrissenen Lebens ihn hat führen sollen. Ein weiser Spruch lautet: „Im Wipfel eines Baums ist dieselbe Substanz enthalten wie in der Wurzel.“ Das gilt auch für Heines Lebensbaum.

Sein Todeskampf ist quälend. Zwei Wochen vor seinem Tod notiert er, nicht ohne sarkastischen Schlenker:

„Bin sehr elend. Hustete schrecklich 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen. Welche unbehaglichen Missstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Tierquälergesellschaft verklagen.“

Kurz zuvor hat er noch gedichtet:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,

Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie mir das Grab zu schmücken.
Und sie seufzet: „Pauvre homme!“
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen!
An dem Barrieregitter
Siehst du den Fiaker stehen.

Kadosch: auch Kaddisch, eines der wichtigsten Gebete im Judentum zur Lobpreisung Gottes, das auch als Totengebet gesprochen wird (obwohl darin von Trauer und Tod nicht die Rede ist). *Pauvre homme*: armer Mensch

Als er im Sterben liegt, kniet seine Frau an seinem Bett und betet zu Gott, dass er ihm alle Sünden verzeihen möge. Daraufhin sagt Heine mit schwacher Stimme:

„Ma chère, ne t'inquiète pas, Dieu me pardonnera, c'est son metier."
(Meine Liebe, sorg dich nicht, Gott wird mir schon verzeihen, das ist sein Beruf.)

Gestorben ist er am 17. Februar 1856 laut ärztlichem Befund an „tuberkulöser Meningitis“.

Begraben wird er auf dem Pariser Friedhof Montmartre. Kein Rabbi, kein Pastor, kein Priester darf ihn begleiten. Rebell bis zuletzt, hat er es so bestimmt.

Auf der Grabplatte ist ein Gedicht von ihm eingemeißelt:

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte seyn?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingeschartt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Neben ihm liegen Hector Berlioz, Edgar Degas, Stendhal, Alexandre Dumas fils, Jacques Offenbach.

Jahre später schrieb Gustav Flaubert, der bedeutendste Romancier des 19. Jahrhunderts in Frankreich und ein enger Freund Heines, an eine befreundete Schriftstellerin:

„Ich denke mit Bitterkeit daran, dass bei Heinrich Heines Begräbnis nur neun Personen anwesend waren! O Publikum! O Bürger! O Lumpenpack!“

Zurück zu Heine und Deutschland!

Eines seiner berühmtesten Gedichte sind die *Nachtgedanken* mit den Anfangsversen *Denk ich an Deutschland in der Nacht / Dann bin ich um den Schlaf gebracht*. Er hat es 1844 geschrieben, da war er zwölf Jahre im Exil im freien Frankreich.

Sehen wir uns das Gedicht genauer an und prüfen, was ihn um den Schlaf gebracht hat.

Nachtgedanken

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Aber schon in der nächsten Strophe denkt er nicht mehr an Deutschland. Woran denkt er des Nachts? An seine Mutter.

Denn so geht weiter im Gedicht:

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
 Wenn nicht die Mutter dorten wär';
 Das Vaterland wird nie verderben,
 Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
 So viele sanken dort ins Grab,
 Die ich geliebt – wenn ich sie zähle,
 So will verbluten meine Seele.

Und zählen muss ich – Mit der Zahl
 Schwillt immer höher meine Qual,
 Mir ist als wälzten sich die Leichen
 Auf meine Brust – Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
 Französisch heit'eres Tageslicht;
 Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
 Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Zum Schluss nun die Frage: Was ist Heines Vaterland?

Es ist kein Land, das von einer Vaterfigur repräsentiert wird. Es sind zwei Heimatländer, für die zwei Frauen stehen.



Seine deutsche Heimat, für die seine Mutter steht, kein Vaterland, sondern eher ein Mutterland.

Seine französische Wahlheimat, die Heimat seines leuchtenden Geistes und seiner politischen Kämpfe. Das Exil als Heimat, für die seine Frau Mathilde steht.

Benutzt wurde folgende Literatur:

- Höhn, Gerhard: Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk. Stuttgart 2004
- Hosfeld, Rolf: Heinrich Heine. Die Erfindung des modernen Intellektuellen. München 2014
- Reich-Ranicki, Marcel: Der Fall Heine. München 2006 (1997)
- Max Brod: Heinrich Heine. Amsterdam 1935
- Briegleb, Klaus: Heinrich Heine, jüdischer Schriftsteller in der Moderne. München 1997
- Decker, Kerstin: Heinrich Heine. Narr des Glücks. Berlin 2007
- Peters, Paul: Die Wunde Heine. Zur Geschichte des Heine-Bildes in Deutschland. Bodenheim 1997
- Div. Artikel aus Wikipedia